

## Kapitel 2: Zuflucht im Pfarrhaus

Natürlich konnte ich dem Pfarrer nicht die ganze Wahrheit über meine Suche nach Erasmus erzählen. Schon gar nicht, dass er ein Hexer war. Die Kirche hatte - besonders in früheren Zeiten - im Allgemeinen wenig Verständnis für Hexerei. Zwar schien dieser Pfarrer anders zu denken, immerhin hatte er ja die Tochter einer inhaftierten Hexe aufgenommen. Trotzdem wollte ich auf keinen Fall unliebsames Aufsehen erregen. Und schon gar nicht riskieren, dass er mich wieder fortschickte.

So erzählte ich nur, dass ich hier mit meinem väterlichen Freund und Arbeitgeber verabredet wäre. Doch ich blieb in meiner Geschichte so dicht an den tatsächlichen Begebenheiten, wie es eben ging. Denn ich wusste, dass man sich bei komplizierten Lügengeschichten leicht in seinen Aussagen verhedderte.

Deshalb berichtete ich, ich wäre durch widrige Umstände von meinem Mentor, dem Arzt Adam Baumann getrennt worden und hoffe, ich würde ihn hier in Aschaffenburg endlich wiederfinden.

Selbst getraute ich mich nicht, mich als Arzt auszugeben. Wenn sich mein Äußeres wirklich so stark verjüngt hatte, wie ich befürchtete, würde mir das niemand abnehmen. Es nützte weder mir noch Erasmus, sollte ich als Scharlatan im Gefängnis landen. Da gab ich mich lieber als Gehilfe aus.

Anscheinend genügte dem Pfarrer meine dürftige Erklärung. Er bat mich, ihn doch Bruder Andreas zu nennen, wie es alle seine Schäfchen taten. Ich hatte ihn mit Hochwürden angesprochen, was ihm sichtlich missfiel.

„Ich stamme ursprünglich aus dem Kapuziner-Kloster, das sich der gottgefälligen Bescheidenheit und Demut verschrieben hat“; erklärte er mir. „Und ich vertrete den eigentlichen Geistlichen nur. Allerdings ist es unwahrscheinlich, dass er jemals wieder selbst seine Aufgaben als Pfarrers ausführen kann. Er leidet unter einer seltsamen Krankheit, die ihn seit zwei Jahren ans Bett fesselt.“ Er bat Ella mir meine Kammer zu zeigen. Doch wieder bot

Kreszentia an. „Ich werde sie ihm zeigen. Und ihm gleich erklären, wie er die Kräutertinktur weiterhin anwenden soll.“

Das wusste ich zwar selbst, sagte es aber nicht. Die Aussicht mit ihr alleine zu sein, und sei es auch nur für ein paar Minuten, gefiel mir. Hinter ihr stieg ich die engen hölzernen Stiegen hinauf, die zu meiner Kammer im Dachgeschoß führten. Dabei konnte ich ungeniert ihre schlanke Figur und ihren federleichten Gang beobachten. Sie trug noch das Kleid, in dem ich sie auf der Straße angetroffen hatte. Am Saum hafteten getrocknete Schlammgespritzer, außerdem war er an einer Stelle heruntergerissen. Vermutlich war das bei ihrer Flucht vor den jungen Burschen passiert.

Sie öffnete eine niedere Türe und ließ mich eintreten. Um mir nicht den Kopf zu stoßen, musste ich mich bücken. Die dahinter liegende Kammer war sehr klein. Es gab ein einfaches Bett und eine Truhe darin und unter dem winzigen Dachfenster stand ein schmaler Tisch mit einem Stuhl davor.

„Hier in der Schublade liegen Kerzen. Am besten ist es, du bringst dir immer einen brennenden Kerzenstummel von unten mit herauf, damit du Licht hast. Stell die Kerzen nur auf die eisernen Untersetzer und lasse sie nicht unbeaufsichtigt brennen. Das Holz des Dachstuhles ist alt, es würde sofort Feuer fangen.“

Ich nickte zu Kreszentias ernsten Ermahnungen. Dann ging ich zur Truhe, öffnete sie und legte mein Bündel hinein. Hans hatte es mir erst kurz zuvor in die Hand gedrückt. „Die Stute hat ein paar Kratzer abbekommen“, hatte er mir dabei zu gemurmelt. „Aber nichts ernstes, ich habe sie schon versorgt. Jetzt kaut sie zufrieden ihr Heu.“

Kreszentia musterte zuerst mich, dann das Bett kritisch. Mit leichtem Kopfschütteln meinte sie zweifelnd. „Ich glaube nicht, dass du hier gut schlafen wirst. Das Bett ist viel zu klein für dich. Du musst dich zusammenrollen wie ein Hund damit deine Beine nicht unten raushängen. Ich werde nochmals mit Bruder Andreas reden. Er soll dir das Zimmer neben meinem geben. Dort steht ein richtig großes Bett.“

„Ach mach dir doch keine Umstände, es wird schon gehen.“ Ich hatte zwar ebenfalls Zweifel wegen der Bettlänge, wollte aber keine Forderungen stellen. Doch Kreszentia ließ sich nicht beirren. „Nein, guter Schlaf ist wichtig. Und wenn du länger hierin schläfst, wirst du ganz sicher Kreuzschmerzen bekommen.“ Sie war nicht aufzuhalten und sprang leichtfüßig die Treppe hinunter. Ich legte mich einmal der Probe halber auf das Bett. Es war wirklich sehr kurz und zudem war die Matratze ziemlich durchgelegen. Nein, hier würde ich wirklich kaum Schlaf finden.

Es dauerte etwas länger, dann kam Kreszentia zurück. Sie wirkte ein wenig erhitzt, schaute mich aber zufrieden an. „Du kannst das untere Zimmer haben. Bruder Andreas war zuerst dagegen. Aber ich habe ihn überzeugt. Nimm dein Bündel und komm mit.“

Ohne sich noch einmal umzudrehen eilte sie erneut die Treppen hinab. Ich folgte ihr schnell und betrat ein anderes Zimmer, dessen Türe sie mir offen hielt. Ich blieb beeindruckt unter dem Rahmen stehen.

Eine sehr gemütlich eingerichtete Stube breitete sich vor mir aus. Dunkel gebeizte Möbel, angefangen vom prächtigen Himmelbett bis hin zum wuchtigen Schreibtisch standen darin. An den zwei Fenstern hingen schwere Vorhänge.

„Wem gehört dieses Zimmer?“ fragte ich neugierig. Es war ganz bestimmt nicht für Bedienstete bestimmt. Kreszentia sah mich einen Moment undurchdringlich an, dann zuckte sie die Schultern und meinte leichthin. „Es gehörte einmal meinem Vater. Aber er ist schon seit zwei Jahren tot. Du kannst es ruhig haben.“

Täuschte ich mich, oder hörte ich aus ihrer Stimme sowohl Zorn, als auch Trauer heraus? Aber ihr Blick sagte mir, sie wollte keinesfalls darüber reden. Dennoch wagte ich eine weitere Frage zu stellen. „Dein Vater? Ich dachte, das sei ein Pfarrhaus. Ich denke doch nicht, dein Vater ist ein Pfarrer?“ Das war zwar nicht ganz abwegig, viele Pfarrer konnten der Fleischeslust nicht widerstehen. Aber die wenigsten standen zu der Frucht ihrer Leidenschaft.

Kreszentia lächelte kühl, sie wusste genau, woran ich dachte. Ihre Worte klangen abweisend. „Nicht was du denkst. Mein Vater war

der Bruder des früheren Pfarrers. Immer wenn er Streit mit meiner Mutter hatte, kam er hierher. Vermutlich war das oft der Fall, ich sah ihn nur sehr selten zu Hause.“

Sie presste die Lippen zusammen, so als hätte sie schon zu viel gesagt. Ich wollte nicht mehr weiter in sie dringen, obwohl ich immer neugieriger wurde. Deshalb lenkte ich ein. „Und du willst, dass ich hier wohne? Das ist sehr großzügig von dir. Ich nehme das Zimmer sehr gerne.“

„In der Kommode befinden sich noch allerlei Dinge, die ein Mann anscheinend braucht. Du kannst sie benutzen.“ Sie stellte das Fläschchen mit der Tinktur auf den Tisch. „Hier. Du wirst du es sicher alleine schaffen, die Wunde mehrmals täglich damit zu betupfen.“

Sie wollte sich zum Gehen wenden, doch ich hielt sie zurück.

„Du hast das sehr gut gemacht“, ich berührte vorsichtig die Nähte an meiner Stirn. „Wo hast du das gelernt?“

„Ich bin die Tochter einer Hexe, hast du das vergessen? Entgegen der Meinung des Schultheiß, der sie verhaften ließ, ist meine Mutter eine gute Hexe. Sie hat den Menschen stets geholfen. Und sie hat mir ihr Wissen mitgeteilt. Aber du solltest dich ausruhen. Mit Kopfwunden ist nicht zu spaßen. Gute Nacht.“

Ehe ich noch ein Wort sagen konnte, war sie verschwunden. Ich starrte auf die Türe, die hinter ihr ins Schloss fiel. Dann seufzte ich leise auf. Es war sehr viel Wut und Verbitterung in diesem schönen Mädchen. Aber ich konnte sie verstehen. Sicher hatte sie viel durchgemacht und wie die heutige Attacke bewies, war es noch nicht zu Ende.

Nun, vielleicht gelang es mir ja ihr Vertrauen zu gewinnen. Ich fühlte mich aus irgendeinem Grund sehr zu ihr hingezogen und wollte ihr gerne helfen.

Die Geräusche im Haus erstarben nach und nach, anscheinend ging man hier früh zu Bett. Auch ich war müde, mein Kopf schmerzte noch immer und das Bett machte einen einladenden Eindruck. Doch bevor ich mich zur Ruhe legte, wollte ich mich noch säubern. Der Reisestaub klebte noch an mir und mein Bart juckte mich.

Kreszentias Worte fielen mir ein. Ich zog die Schubladen der Kommode auf und spähte neugierig hinein. Tatsächlich lagen allerlei Dinge darin, die einem Mann das Leben erleichterten. Auch eine Rasierschale, ein Pinsel und ein Messer waren dabei. Wasser stand in einem Krug bereit, es war sogar noch warm. Daneben stand eine Waschschüssel. Schwamm und Handtuch gab es ebenfalls.

Schnell entkleidete ich mich und wusch mich von Kopf bis Fuß. Ein wenig Wasser hatte ich mir zum Rasieren aufgespart. Nun nahm ich die dazu notwendigen Utensilien aus der Kommode und drehte mich zum Spiegel um.

Bisher hatte ich nur einen flüchtigen Blick auf mein Spiegelbild geworfen, nun ging ich näher heran. Der junge, bärtige Mann, der mir entgegensah war mir vertraut und fremd zugleich. Vor allem der ungepflegte Bart ließ mich mir fremd aussehen, bislang hatte ich mich stets glatt rasiert.

Also begann ich emsig, Schaum zu schlagen und meinen Bart einzuseifen. Das Messer war vom langen Nichtgebrauch stumpf geworden, ich schärfte es an dem Riemen, der an einem Pfosten hing. Danach machte ich mich sorgfältig ans Werk.

Nach kurzer Zeit starrte mir mein verjüngtes Ich entgegen. Es mutete mir seltsam an, den etwa zwanzig oder zweiundzwanzigjährigen Mann als mich selbst zu akzeptieren. Ich war tatsächlich um gut zehn Jahre jünger geworden. Wenn ich noch weiter in der Zeit zurückgereist wäre, grübelte ich, wäre dann aus mir vielleicht ein Kind oder sogar ein Säugling geworden? Ein schrecklicher Gedanke. Insgeheim dankte ich Erasmus, dass er nur ins siebzehnte Jahrhundert gereist war.

Erasmus war bestimmt auch jünger geworden. Aber um wieviel Jahre? Wurde man prozentual zu seinem wahren Alter jünger oder richtete sich der Verjüngungsprozess nach den Jahren, die man zurückreiste? Ich hatte keine Ahnung. Auf jeden Fall musste ich, sollte ich Adam Baumann jemandem beschreiben, wahrscheinlich mindestens fünfzehn bis zwanzig Jahre von seinem normalen Alter abziehen. Dann wäre er jetzt vielleicht zwischen vierzig und fünfzig. Als Vierzigjährigen hatte ich ihn allerdings noch gar nicht gekannt,

ich konnte nur rätseln, wie er damals ausgesehen hatte. Die Bewältigung meines ohnehin schon komplizierten Vorhabens wurde immer schwieriger.

Nachdem ich noch einen kritischen Blick auf meine Stirnwunde geworfen hatte, ging ich endlich zu Bett. Die Wunde blutete nicht mehr, pochte aber noch leicht. Auch meine Kopfschmerzen ließen nicht nach. Eine leichte Gehirnerschütterung, vermutete ich. Da war Ruhe und ausreichender Schlaf tatsächlich das Beste. Wenn ich Glück hatte, war morgen früh das Schlimmste überstanden.

Erasmus schickte mir auch in dieser Nacht keinen Traum. Oder ich konnte mich einfach nicht mehr daran erinnern.

Am Morgen ging es mir schon viel besser. Die Kopfschmerzen waren, bis auf ein leichtes Stechen wenn ich mich schnell bewegte, zurückgegangen. Die Wunde sah sauber aus, die Wundränder waren getrocknet. Ich beschloss, die Tinktur nicht mehr anzuwenden und ging ins Erdgeschoß hinunter. Der Duft eines kräftigen Frühstücks lockte mich, mir lief das Wasser im Mund zusammen und mein Magen knurrte vernehmlich.

Frau Pohl, die Haushälterin schaute mir entgegen. Sie musterte mich zuerst verwundert, dann grinste sie freundlich. „Ich hätte dich ohne das Gestrüpp im Gesicht fast nicht erkannt. Aber so gefällst du mir viel besser. Wie geht es dir, hast du noch Kopfweh? Setz dich an den Tisch, ich bringe dir gleich dein Frühstück. Die anderen sind schon bei der Arbeit.“

Es schmeckte mir ausgezeichnet und ich langte kräftig zu. Frau Pohl setzte sich mir derweil ich aß gegenüber um mit mir zu schwatzen. Sie fragte mich ein wenig aus und ich gab ihr einsilbig Antworten. Um nachdenken zu können, was ich ihr unbesorgt verraten konnte, steckte ich mir große Brocken in den Mund und kaute lange darauf herum.

„Was wirst du heute tun?“ fragte sie schließlich. Wahrheitsgemäß antwortete ich, ich wolle ein wenig in der Stadt herumstreifen um nach Adam Baumanns Verbleib zu forschen. Vielleicht kannte ihn ja jemand.

„Ach“, jammerte sie, „in diesen schlimmen Zeiten verschwinden

sehr viele Menschen spurlos. Dieser endlose Krieg fordert immer neue Opfer. Ständig fallen ausländische Truppen über uns her, plündern und morden. Selbst vor unseren eigenen Leuten ist man nicht mehr sicher. Immer wieder werden die Bürger zur Kasse gebeten, müssen den Soldaten kostenlos Essen und sonstige Gebrauchsgegenstände zur Verfügung stellen. Wer sich weigert kommt in den Kerker oder wird gleich ermordet.“

Ich sagte nichts zu ihrem Gejammer. Dabei hätte ich sie aufklären können, dass es den Bürgern der Stadt noch immer einigermaßen gut ging. In nur wenigen Jahren sollte das ganz anders aussehen. Den plündernden Truppen folgten Zerstörung, Krankheit und Elend auf dem Fuße. Und zu Ende des dreißigjährigen Krieges würde nur noch ein Häufchen der Aschaffenburgener Bürger am Leben sein.

Als ich so ihr bekümmertes Gesicht betrachtete, zerfaserte es plötzlich vor meinen Augen. Die Umgebung löste sich auf und veränderte sich in erschreckender Weise. Ich sah den hingestreckten, blutüberströmten Körper der Frau inmitten zerbrochener, verkohlter Möbelstücke liegen. Genauso schnell wie die Vision erschienen war, verschwand sie wieder. Frau Pohl schaute mich bestürzt an, denn ich hatte mich wie in Schmerzen zusammengekrümmt und die Hände vors Gesicht geschlagen. Es bereitete mir große Mühe, in die Wirklichkeit zurückzufinden.

„Entschuldigung“, keuchte ich erstickt. „Ein plötzlicher scharfer Schmerz in meinem Kopf. Ich bin wohl doch noch nicht ganz gesund. Nein, nein, keine Sorge, es ist schon wieder vorbei.“

Es war schon lange her, seit mich das letzte Mal eine so klare Vision heimgesucht hatte. Und natürlich konnte ich der Haushälterin nicht sagen, dass ich soeben ihren Tod vorausgesehen hatte. Sie würde eines der vielen Opfer dieses Krieges werden. Grausam geschändet und ermordet.

Kurz überlegte ich, ob ich sie warnen sollte, ließ es aber sein. Ich wusste ich nicht, zu welchem Zeitpunkt es geschehen würde und wollte sie nicht ängstigen. Andererseits war ich schon in meiner eigenen Zeit genug Anfeindungen durch die Bekanntgabe meiner Visionen ausgesetzt gewesen. In diesem Jahrhundert, wo es noch

Hexenprozesse, Folter und Scheiterhaufen gab, würde ich deswegen vielleicht am Galgen oder im Feuer enden. Das wollte ich auf gar keinen Fall riskieren. Ich war nicht durch die Zeit gereist, um hier zu sterben.

Ich stand auf, griff mir in der Diele meinen Umhang und verließ überstürzt das Haus. Frau Pohl folgte mir zur Türe und schaute mir kopfschüttelnd hinterher. Ich konnte fast ihren verwunderten Blick in meinem Rücken fühlen.

Nur langsam klärten sich meine Gedanken wieder. Ich versuchte, mich auf mein eigentliches Problem zu konzentrieren und ging langsam durch die Straßen und engen Gassen. Immer wieder verharrte ich und horchte in mich hinein. Vielleicht, so hoffte ich, würde Erasmus meine Anwesenheit spüren und sich bemerkbar machen. Ich wusste, er beherrschte die Gabe der Telepathie. Und er hatte schon durch die Träume, die er mir schickte bewiesen, dass er mit mir Kontakt aufnehmen konnte.

Mir selbst ist ja die Gabe der Telepathie und des Gedankenlesens ebenfalls geschenkt, doch lange nicht in solchen Ausmaßen wie ihm. Es strengt mich meist an in die Gedanken der Menschen zu dringen. Deshalb tue ich es nur in besonderen Fällen. Auch an diesem Tag verzichtete ich ganz darauf, ich begnügte mich damit meinen Geist offenzuhalten. Doch so sehr ich mich auch konzentrierte, ich spürte Erasmus nicht.

Müde vom Umherstreifen lehnte ich mich an den Stamm einer Buche. Wohin sollte ich meinen Schritt nun wenden? Ich rief mir nochmals die Traumbilder in Erinnerung. Darin waren Erasmus' Hände stets mit Stricken gefesselt. Das musste nicht unbedingt tatsächlich so sein, es konnte durchaus sinnbildlich auf seine Lage hinweisen. Davon war ich bislang ausgegangen, dass er sich in einer ausweglosen Situation befand, ihm sozusagen die Hände gebunden waren. Jetzt überlegte ich ob er vielleicht wirklich irgendwo mit gebundenen Händen gefangen gehalten wurde. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Er saß im Gefängnis, anders konnte es gar nicht sein. Warum war ich nicht sofort darauf gekommen?

Kreszentias Mutter fiel mir ein. Sie saß ebenfalls im Kerker, der Hexerei angeklagt. Was, wenn Erasmus auch der Hexerei beschuldigt wurde? Er war ja tatsächlich ein Hexer, bewandert in den weißen aber auch den schwarzen Hexenkünsten. Mein Herz wurde schwer. Wenn es stimmte, was ich vermutete, wie sollte ich ihm da helfen können? Ich würde nicht einmal in seine Nähe kommen. Nicht geständige Hexen wurden sorgfältig von der Außenwelt abgeschirmt.

Und wer konnte schon wissen, ob er nicht gar schon gefoltert worden war um ihm ein Geständnis abzurufen. Ich hatte in mehreren Büchern über die Hexenverfolgungen gelesen. Man war nicht zimperlich mit den Verdächtigen umgesprungen. Unter der Folter wurden viele zum Krüppel. Für die meisten bedeutete der Tod auf dem Scheiterhaufen eine Erlösung von ihren schweren Verletzungen.

Trotz meiner Ängste machte ich mich unverzüglich zu den Gefängnissen auf. Es gab derer gleich zwei, den Hexenturm und den Cent- oder Folterturm. Dem Hexenturm war ich näher, also ging ich zuerst dorthin. Und dort schlug sie mir plötzlich entgegen, die Aura meines väterlichen Freundes. Mir wurde mulmig zumute. Warum musste er ausgerechnet hier gefangen gehalten werden...?“

Adrian hielt zum ersten Mal in seiner Geschichte inne und blickte düster zu Simon hin. Der erwiderte den Blick betroffen. Er konnte sich denken, wie dem Freund zumute gewesen sein musste. Denn vor nicht allzu langer Zeit hatte Adrian selbst im Hexenturm gesessen. Und er war ebenfalls der Hexerei und des Mordes beschuldigt worden. Zwar war die Folter inzwischen abgeschafft worden und Adrian musste zumindest nicht befürchten, zum Krüppel gemacht zu werden. Doch ihm hatte der Tod durch den Strang gedroht. Und die wochenlange, zermürbende Gefangenschaft in der engen Zelle hatte ihn fast in den Wahnsinn getrieben.

Damals hatte Simon nichts unversucht gelassen, den Hexer zu entlasten, doch es schien alles vergebens. Die Lügen und Intrigen seiner Feinde hatten den Strick um Adrians Hals immer fester

zusammengezogen. Erst im allerletzten Moment konnte durch das Auftauchen seines Vaters, des Herzogs zu Wolffhardt, eine vorläufige Einstellung und ein späteres erneutes Aufrollen des Falles erzwungen werden. Der Hexer wurde freigesprochen.

„Ausgerechnet der Hexenturm“, sagte Simon mitfühlend. „Das brachte dir sicher deine ganzen ungunen Erinnerungen wieder ins Bewusstsein.“

„Ja, das tat es allerdings“, bekannte Adrian. „Aber es hinderte mich nicht daran, das Gefängnis zu betreten.“

Simon schaute ihn ungläubig an. „Du bist da hineingegangen? Aber was wolltest du dort? Etwa Erasmus besuchen? Du sagtest doch, zu den als Hexen verdächtigten Personen wurde niemandem Zutritt gewährt.“

Jetzt lächelte Adrian leicht. „Niemand außer dem Kerkerpersonal und den Folterknechten. Also fasste ich kurzerhand einen aberwitzigen Plan...“

Bevor ich zum Gefängnis ging, blieb ich erst einmal in der nahen Pforte eines Hauses stehen. Ich musste nachdenken, wie ich weiter vorgehen wollte und sicher, so dachte ich bei mir, schadet es nicht das Gefängnistor eine Weile im Auge zu behalten. Ich muss zugeben, eine unbestimmte Angst hielt mein Herz gefangen. Wie du schon sagtest, stürmte die Erinnerung an meinen Aufenthalt im Hexenturm auf mich ein. Es war eine schlimme Zeit in der düsteren, muffigen Zelle gewesen. Und im Jahre 1636 war es bestimmt noch viel schlimmer, dort gefangen zu sein.

Ich beobachtete also das Treiben vor dem Gefängnistor und sperrte Augen und Ohren auf. Es herrschte ein reges Kommen und Gehen, kaum zu glauben, wie viele ehrbare Bürger mit dem Gefängnis zu tun hatten. Da wurden Kisten- und Säckeweise Lebensmittel gebracht. Handwerker und Händler gingen ein und aus. Ordnungshüter brachten Gefangene und einige hochgestellte Persönlichkeiten, vermutlich Richter oder Advokaten, sowie der eine oder andere Geistliche gaben sich die Klinke in die Hand. Ein vergitterter Gefängniswagen brachte mehrere Gefangene aus

den umliegenden Ortschaften herbei. Da Aschaffenburg die bedeutendste Stadt im Umkreis war, spielte sich auch die gesamte Gerichtsbarkeit hier ab.

In solch einem Gefängnis, dachte ich, wird doch bestimmt noch eine helfende Hand gebraucht. Ich ging also entschlossen auf die Pforte zu und fragte einfach nach Arbeit.

Der Pförtner betrachtete mich von oben bis unten. Scheinbar taxierte er, was ich wohl zu leisten imstande wäre. Dann zuckte er die Schulter und schickte mich zum Zimmer des Schultheißen weiter. Dort, so sagte er mir, würde ich erfahren, ob Leute gebraucht wurden.

Der Schultheiß, der oberste Polizist der Stadt, war nicht da. Aber sein Stellvertreter durfte ebenfalls über die Einstellung von Personal entscheiden.

Er schaute mich prüfend von oben bis unten an. Dann fragte er: „Welchen Posten hast du dir denn vorgestellt? Für die leichteren Aufgaben habe ich genug Leute. Was ich brauche sind kräftige Wärter. Aber wenn ich dich so anschau, kommst du mir nicht besonders stark vor. Nein, ich glaube, ich kann dich nicht gebrauchen.“ Wärter war genau der Posten, den ich haben wollte. Auch wenn ich tatsächlich nicht die idealen körperlichen Voraussetzungen dazu besaß. Dennoch, ich wollte die Stelle haben. Unauffällig ging ich näher an den Mann heran und als er zu mir aufblickte, hielt ich seinen Blick gefangen. Ich konnte nur hoffen, dass ich mein hypnotisches Talent nicht während der Zeitreise eingebüßt hatte. Ausprobiert hatte ich es jedenfalls noch nicht.

Als der Mann jetzt nicht mehr fähig war, den Blick von meinen Augen abzuwenden, wusste ich, dass ich die Gabe noch besaß. Erleichtert konzentrierte ich mich auf mein Gegenüber.

Kurze Zeit später hielt ich eine amtliche Beglaubigung in Händen, die mir fortan den Zutritt zu allen Zellen gewähren würde. Ich hatte kurzerhand beschlossen, mich anstatt zum Wärter, zum Gehilfen des Kerkermeisters machen zu lassen. Als solcher war es unter anderem meine Aufgabe, den Folterungen beizuwohnen und dafür zu sorgen,

dass die Delinquenten nicht zu schnell bewusstlos wurden oder gar unter der Folter starben.

Ich wusste natürlich, welch eine enorme seelische Belastung ich mir da aufhalste. Ich war mir noch nicht einmal sicher, ob ich es überhaupt aushalten konnte, bei diesen sinnlosen Quälereien zuzusehen. Mich einzumischen würde mir nur indirekt erlaubt sein, etwa, um einen Ohnmächtigen ins Bewusstsein zurückzuholen. Ansonsten wäre ich nur stummer Beobachter.

Trotz dieser wenig erbaulichen Aussichten, war ich überzeugt, als Foltergehilfe am meisten zu erreichen. Wenn sich Erasmus unter den Unglücklichen befand, die durch Folter zu einem Geständnis gebracht werden sollten, so kam ich wenigstens an ihn heran. Außerdem war ich fest entschlossen, das schreckliche Los der Gefangenen so gut ich konnte zu erleichtern. Das musste natürlich unauffällig und in aller Heimlichkeit geschehen. Doch in meinem Kopf reifte schon ein Plan.

An diesem Tag erwartete niemand von mir, dass ich mit meiner Arbeit begann. Erst am nächsten Morgen wurde ich im Keller des Hexenturmes erwartet. Ich machte mich also schleunigst auf den Weg zum Pfarrhaus. Dort wollte ich, eventuell mit Kreszentias Hilfe, ein paar Mittelchen zusammenbrauen, mit denen ich den Gefolterten wenigstens ihre schlimmsten Schmerzen lindern konnte. Ich war mir sicher, Kreszentia würde mir bei der Herstellung helfen. Vielleicht war es mir ja vergönnt nicht nur Erasmus, sondern auch ihrer Mutter zu helfen.